

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 257.

Samstag, 2. November.

1929.

(15. Fortsetzung.)

Die Faust im Ring.

(Nachdruck verboten.)

Ein Boxerroman von Kurt Seibert.

Lebede begrüßte ihn. Der kam ihm gerade gelegen.
„Sie suche ich!“

„Aber nicht heute“, lallte der mit schwerer Zunge,
„morgen können wir auch noch darüber sprechen.“

„Ihre Veranstaltung interessiert mich gar nicht, aber
wir machen ein anderes Geschäft, wenn Sie wollen.
Haben Sie Lust, schnell 5000 Mark zu verdienen?“

Lebede nickte und riß die Augen künstlich auf.
Macenauer zog ihn in eine Ecke des Saales, und dort
sprach sie eine Zeitlang im Flüsterton. Macenauer
zog sein Scherbuch und schrieb eine dreistellige Zahl.

„Anzahlung!“, sagte er.

„Herr Somerjet“, sagte der Ober, „ein Bote wünscht
Sie zu sprechen.“

Sam ging hinaus, fand einen Depeschenjungen.

„Radiotelegramm aus New York, bitte.“

Er gab dem Jungen fünf Mark, riß das Papier aus-
einander.

„Holla!“, schrie er und sprang auf einen Tisch.
„Ruhe! Einen Augenblick!“

Die Kapelle brach mit einem Lusch ab.

„Belomme eben Telegramm aus Amerika. Phil
Campford bietet 50 000 Dollar, wenn Frank Sieger
wird und gegen Tex Taylor um die Weltmeisterschaft in
New York.“

Der Rest ging im allgemeinen Tumult unter, man
umringte ihn und Frank. Diese Nachricht brach jede
Überlegung ab, denn er quälte sich seit Stunden wieder
mit Gedanken an Olga.

„Nehmen wir an?“ Sam blinzelte vom Tisch her-
unter.

Frank zuckte nur die Achseln.

„Natürlich! Was für eine Frage.“

Eine Woche darauf erwischte Lebede den neuen
Europameister endlich mal allein.

„Hatte neulich leider nicht genügend Gelegenheit,
zum Siege zu gratulieren, tu's aber von Herzen jetzt.“

Er schüttelte Hans die Hand.

„Apropos, kennen Sie Macenauer?“

„Nein“, sagte Frank scharf, „ich kenne ihn nicht und
will ihn auch nicht kennenlernen.“

„Tun Sie recht daran, — ein übler Patron, dem
man nicht über den Weg trauen darf.“

„Ich mache ja keine Geschäfte mit ihm.“

„Gott soll mich davor bewahren. Neulich hat er
mich zwei Stunden lang festgehalten, wollte Ihnen
immer vorgestellt sein, habe aber abgelehnt. Redete
immer von seiner Braut...“

„Seiner Braut?“

„Einem Fräulein Gedovius.“

Hans blieb stehen und machte ein verblüfftes
Gesicht.

„Das ist seine Braut? Ich glaube das nicht.“

„Können mir's glauben. Kennen Sie denn die
Dame näher?“

„Nein. Warum?“

„Weil sie von Ihnen sprach. Macenauer meinte,
Sie seien in seine Braut verliebt...“

„Was geht Sie das an?“, schrie Hans.

Lebede wich zurück, er hatte keine Lust, mit dieser
Faust Bekanntschaft zu machen.

„Außerdem interessiert mich die Dame nicht und der
Herr Macenauer noch viel weniger.“

„Schreien Sie doch nicht so, die Leute drehen sich
nach uns um. Anscheinend dürfte die Dame im Ir-
tum sein.“ „Wieso? Was hat sie gesagt?“

„Als Macenauer von Ihnen sprach, sagte sie: Ja, ja,
der läuft mir auch schon lange nach.“

„Das — ist — nicht — wahr, Herr Lebede.“

„Weiß ich, weiß ich! Aber daß sie's gesagt hat, steht
fest. Und da Macenauer neuerdings auch in Boxer-
kreisen verkehrt, kann es Ihnen nicht gleichgültig sein,
wenn er so was verbreitet.“

„Das ist mir auch nicht gleichgültig. Ich werde ihr
schreiben.“

„Schreiben ist schön, doch wer garantiert Ihnen, daß
sie den Brief liest? Sie wird ihn in den Ofen werfen,
und Sie wissen nicht mal, ob sie ihn gelesen hat.“

„Ich werde sie anrufen.“

„Dann hängt sie an und läßt Sie stehen, und dann
find Sie dazu noch der Blamierte.“

Hans wußte weiter keinen Rat.

„Wenn ich einen Vorschlag machen dürfte?“ „Ja?“

„Herr Macenauer hat mir erzählt, daß er am Frei-
tag abend mit seiner Braut in die „Arcadia“ geht, wo
der bekannte Tourini auftritt, der mit verbundenen
Augen alles rät, was man ihn fragt...“

„Ich verstehe nicht“, sagte Hans.

„Nun, Sie gehen einfach auch in die „Arcadia“.“

„Um mir die beiden anzusehen. Das Vergnügen
hatte ich ja neulich abends schon.“

„Nein, Sie dürfen natürlich nicht allein gehen, son-
dern mit einer Dame.“

Lebede fing einen ungläubigen Blick seines Be-
gleiters auf.

„Sie kennen keine Dame? Ich werde Ihnen eine
vorstellen. Ihnen erwachsen keinerlei Verpflichtungen.
Sie lassen sich mit ihr sehen, tanzen mit ihr, trinken
Wein oder Sekt und kümmern sich um nichts, was rings
um Sie vorgeht.“

„Und welchen Zweck soll das haben?“

„Macenauer wird Sie sehen, seine Braut wird Sie
sehen und wird dann kaum mehr behaupten können,
daß Sie ihr nachlaufen...“

Bei Olga war die Sache für Macenauer nicht ganz
so einfach gewesen, aber schließlich hatte sie sich für den
Abend freigemacht. Daß Hans erscheinen werde, wußte
sie natürlich nicht. Kurz bevor sie von Anton abge-
holt wurde, hatte Herr Gedovius eine ernste Unter-
redung mit ihr.

„Ich habe Herrn Macenauer den Vorschlag gemacht,
in unsere Firma als Teilhaber einzutreten.“

„Ich habe mir so etwas gedacht“, antwortete Olga,
„aber was versprichst du dir davon?“

„Deine Mutter und ich hatten uns immer einen
Sohn gewünscht, wie das wohl jeder Geschäftsmann
tut, der seine Firma nicht in andere Hände übergehen
sehen möchte. Wir haben keinen Sohn bekommen, son-
dern eine Tochter, dich, und wir sind, das weißt du,
immer mit dir zufrieden gewesen.“

Er strich ihr über das Haar, und aus seinen Augen leuchtete eine große und starke Liebe zu seinem Kinde. Olga, die selten diese Berührung gefühlt, weil Herr Gedovius selten weich wurde, nahm die Hand ihres Vaters und drückte rasch einen Kuß darauf.

„Du bist ein gutes Kind, Olga, aber du bist nur ein Mädchen und kein Mann, und wenn auch die modernen Frauen in fast allen Berufen den Männern den Rang streitig machen, so ist es doch nicht das Rechte, wenn ein Mädchen unverheiratet ein Geschäft wie das meine übernimmt.“

„Ich werde ja mal heiraten, Papa.“

„Natürlich, daran habe ich eben gedacht . . .“

„Macenauer . . .?“

Der Name kam ganz erschreckt von ihren Lippen, die bleich waren und sich hart aufeinanderpreßten. Gedovius nickte.

„Nie, Vater, solange ich nicht alle Hoffnung aufgegeben habe . . .“

Der Ton war neu, noch nie hatte sie so zu ihm gesprochen, aber er war nicht der Mann, der mit Gewalt etwas erzwang, was die Zeit vielleicht von selber reifen ließ.

„Du liebst einen anderen?“

Es war das erstemal, daß sie dieses Thema berührten.

„Ja, ich liebe einen anderen. Und ehe ich nicht weiß, daß er mich nicht mag, daß er meiner nicht wert ist, eher gebe ich den Gedanken, ihn zu bekommen, nicht auf. Im anderen Falle magst du bestimmen, und dann soll auch Herr Macenauer oder jeder andere mir recht sein.“

„Nun paß auf und mache deine Sache richtig!“, ermahnte Anton.

„Ich mache keinen Unsinn“, sagte Erna, „ich bin kein kleines Kind, und wenn ich dem Jungen nicht gefalle, will ich nicht Erna heißen.“

Lebede trat ein.

„Famos siehst du aus.“

Erna verstand ihr Fach, das mußte man ihr lassen. Sie sollte heute nicht nur Hans gefallen, sondern mußte auch so aussehen, als komme sie als Konkurrenz für Olga in Frage, und diesem Umstande trug sie in ihrer Kleidung Rechnung. Sie hatte ein elegantes braunes Schneiderkostüm angelegt, das Macenauer ihr geschenkt; die etwas störrischen Haare waren vorn in einer breiten Welle zusammengehalten, von der unter dem grauen kleinen Hut vorn eine nettliche Welle hervorschaute. Der an den Händen prangende Schmuck war eine Nuance zu auffällig, aber im allgemeinen sah Erna so vornehm aus, wie sich das bei ihr erreichen ließ. Wenn man sie aus einiger Entfernung sah und nicht sprechen hörte, konnte oder mußte man sie unbedingt für eine Dame halten.

„So, ich bin fertig, Herr Lebede, reichen Sie mir Ihr Armchen, besteigen wir das Schafott.“

Den neuesten Schlager pfeifend, verließen sie das Zimmer. Nicht übel, sagte Macenauer zu sich selber und band sich am Klurpiegel zum viertenmal die Smokingkrawatte, die heute gar nicht sitzen wollte.

Der Freitag ist ein schlechter Tag für die Kabarette, aber diesmal war die „Arcadia“ ausgezeichnet besucht. Nicht jeden Monat tritt Tourini auf, das wußten die Stammgäste. Der Geschäftsführer, der jetzt den Titel Empfangschef erhalten hatte, trat ihnen am Eingang entgegen.

„Guten Abend, Herr Lebede! Der Tisch ist reserviert. Bitte sich an Kellner 7 halten zu wollen.“

Hans wartete bereits an der Kasse; der Smoking paß ihm gut, er sah darin männlicher und älter aus.

„Darf ich Ihnen Fräulein Erna vorstellen?“

Ein sehr hübscher Kerl, stellte sie fest, noch hübscher als in seinem Dreh im Boxring.

Tisch Nummer 7 war in der Tat sehr geschickt aufgestellt für den heutigen Zweck. Er befand sich zwar in einer Ecke, so daß man von dem größten Teil des Lokales wenig sah, doch über die Tanzfläche hinweg konnte

man die volle Bühne gut beobachten und dicht neben ihr einen Tisch, an dem, wie Lebede wußte, Macenauer Platz nehmen würde.

Hans war vorderhand für Ernas Liebenswürdigkeiten noch nicht zugänglich, seine Gedanken hingen an der Eigenart der Situation, und dann glaubte er immer noch nicht im Ernst, daß Olga ganz für ihn verloren sei. Da kam sie schon! Hinter ihr Herr Macenauer, den er haßte, wie er noch keinen Menschen gehaßt hatte. Olga sah diesmal wirklich verführerisch aus, und Erna erkannte als erste, daß sie für diese Frau keine Rivalin abgeben könne. Jetzt erst sah man, wie wundervoll dieses Mädchen gewachsen war und wie sehr körperliches Training und Sport auf die Figur einer Frau einwirkt. Das einfach gearbeitete, aber raffiniert geschnittene Spitzenkleid ließ die Schultern und den gut gewachsenen Hals frei und hob das Gesicht besonders vorteilhaft hervor.

Macenauer, der sich von dem bereits instruierten Kellner an Tisch 12 dirigieren ließ, machte im Abendanzug keine schlechte Figur. Er überzeugte sich kurz, ob am Tisch 7 alles in Ordnung sei, um dann nur mehr Blicke für seine Partnerin und die Bühne zu haben. Er war der sorgsamste Kavaliere, den man sich denken konnte; keine Blumenfrau ging vorüber, ohne daß er nicht in den Korb gegriffen und die schönsten Exemplare ausgesucht hätte; kein Schokoladenmädchen kam vorbei, dem er nicht eine Bonbonniere abnahm.

„Sie sind ja heute in fabelhafter Gebelaune! Was soll ich mit all den Sachen?“

Anton lachte nur, aber so laut, daß man es drüben hören konnte.

„Mein Vater sprach heute über Sie. Er hält viel von Ihnen.“

„Wenn Sie nur halb so von mir denken möchten . . . Wollen wir tanzen?“

Man spielte einen Boston, sie ging zum Parkett.

„Prost“, sagte Lebede, als er die Gläser vollgeschenkt hatte. Hans goß es hinunter.

Olga hatte ihn bemerkt und war zusammengefahren. Macenauer nahm sie fester um die Taille. Was mochte ihn wohl an dem Mädchen interessieren? Oder gehörte sie zu dem kleinen Herrn? Mit der nahm sie es ja schon lange auf. Na!

„Da hinten sitzt der neue Europameister, haben Sie gesehen?“ „Ja, ich sehe.“

„Doch ordinäres Volk, diese Boxer. Der Beruf färbt eben ab.“

Sie jagte nichts, aber sie dachte nicht viel anders in diesem Moment. (Fortsetzung folgt.)

Der Teufel in der Flasche.

Von Ludmilla v. Nehren.

Ein Freund, den seine Reisen bis hoch in den Norden Rußlands hinaufgeführt hatten, erzählt:

Iwan Feodorowitsch Ustrekli, ein Verwandter von mir, der Polizeimeister in der kleinen Stadt Kolinsk im Gouvernement Wiatka ist, hatte mich eingeladen, einige Sommerwochen bei ihm zu verleben. Dadurch wurde mir Gelegenheit gegeben, Land und Leute weit besser kennen zu lernen, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Das Gouvernement Wiatka ist reich bewaldet, von Seen und Flüssen durchzogen, der Boden ist sehr fruchtbar. Aber der Volk heult in den Wäldern, der Bär haust im Dickicht und im Schweigen der Verlassenheit liegen die Täler. Die Bevölkerung ist sehr spärlich und besteht zum größten Teil aus Wotjaken, einem den Finnen verwandten Volksstamm.

Iwan Feodorowitsch wußte mir sehr viel Merkwürdiges aus seinen Erfahrungen mit den Bewohnern des Landes zu erzählen. „Sie sind sehr feige“, sagte er, „abergläubisch und so ziemlich alle dem Trunke ergeben, dabei aber auch sehr schlau und in allerhand Handarbeiten geschickt. Teilweise sind sie getauft, der größte Teil bekennet sich jedoch noch zur schamanischen Religion. Sie glauben an einen guten Geist, den sie Ulmar nennen, und an einen bösen, der Schaitan heißt und dem sie die weitaus größere Macht zusprechen. Ihr Aberglaube und die entsetzliche Furcht, die sie vor diesem Schaitan haben, hat mit mein Amt sehr erleichtert.“

Er brachte eine jener bekannten, mit Wasser gefüllten

Flaschen herbei, in denen sich eine, den Teufel darstellende Figur befindet, die durch Luftdruck zum Tanzen gebracht werden kann.

„Das ist mein Schaitan!“ erklärte Zwan Feodorowitsch lachend. „Dieses harmlose Kinderpielzeug, das ich einmal aus Petersburg für mein kleines Töchterchen kommen ließ, hat mich in den Ruf eines großen Zauberers gebracht, der mit dem Schaitan verbündet ist. Der erste Botjake, der zufällig das Spielzeug sah, fiel vor Schreck in die Knie, und seitdem unterstützt mich der fröhliche kleine Gefelle hier redlich bei meinen Amtshandlungen.“

Ich sollte auch bald Gelegenheit haben, mich von der Wahrheit seiner Worte zu überzeugen. Als wir eines Morgens beim Frühstück saßen, trat ein Polizeidiener ein mit der Meldung, er habe einen schon lange gesuchten Pferdedieb gefangen. Auf den Befehl des Polizeimeisters brachte er den Gefangenen auch gleich ins Zimmer.

Es war ein ungefähr dreißigjähriger Mann mit verschlagen blickenden schmalen Augen und pechschwarzen, zerzausten, lang herabhängenden Haaren. Er war in einen grauen, groben, handgewebten Stoff gekleidet, an Stelle der Strümpfe und Stiefel hatte er dünngeschälte Birkenrinde mit Bastfäden um die Füße gewickelt, deren Zehen vorn hervorstakten.

Beim Eintritt in das Zimmer warf sich der Gefangene sofort der Länge nach vor dem Polizeimeister auf den Fußboden nieder, während der Polizeisoldat an der Tür stehen blieb. Zwan Feodorowitsch blickte lange Zeit schweigend auf den Liegenden, als wolle er ihm Zeit geben, sich zu besinnen.

„Höre, Brüderchen“, fragte er endlich ganz ruhig und freundlich, „wie ist es denn nun, du hast ein Pferd gestohlen?“

Der Botjake richtete sich halb auf, wandte sich nach dem Heiligenbilde in der Ecke und bekreuzigte sich mehrmals.

„Ich bin unschuldig, ich schwöre es, Euer Hochwohlgeboren!“ „Bist du getauft?“

„Ja, Euer Hochwohlgeboren.“

„Ich will dir was sagen“, fuhr Zwan Feodorowitsch fort. „So viel ich weiß, ist es das erste Mal, daß du gestohlen hast. Ich werde dich deshalb nicht hart bestrafen, wenn du alles eingestehst und versprichst, dich künftig zu bessern.“

„Niemand soll die Sonne wieder mich bescheinen, Euer Hochwohlgeboren, wenn ich etwas von dem Diebstahl weiß“, beteuerte der Gefangene nochmals.

Der Mann sprach in so überzeugendem Tone, daß ich an seine Unschuld geglaubt hätte. Aber Zwan Feodorowitsch schien seine Leute besser zu kennen.

Er gab dem Polizeidiener einen Wink, worauf dieser hinausging und nach etwa zehn Minuten mit dem Bescheid wiederkehrte, alles wäre so geschehen, wie es der Herr befohlen habe.

Der Gefangene mußte nun voran ins Nebenzimmer gehen, und Zwan Feodorowitsch, nachdem er mich ebenfalls aufgefordert hatte, mitsukommen, folgte mit dem Polizeidiener. Neben an waren die dichten Fenstervorhänge fest zusammengezogen, obgleich draußen heller Tag war. In der Mitte der Stube stand ein schwarzgedeckter Tisch, auf dem zwei mächtige Wachskerzen brannten. Auf dem Tische war ein altes Heiligenbild aufgestellt, vor dem sich ein schwarz verhüllter Gegenstand befand, und vor diesem wieder lag ein Totenkopf.

Zwan Feodorowitsch setzte sich mit ernster Miene hinter die beiden Wachslichter und hieß den Gefangenen näher treten. Beim Anblick des Totenkopfes wurde der Botjake unruhig. Ängstlich um sich blickend trat er widerwillig an den Tisch heran.

„Wie heißt du?“ fragte der Polizeimeister feierlich.

„Dannabai, Euer Hochwohlgeboren“, lautete die mit bebender Stimme gegebene Antwort.

„Dannabai, ich frage dich zum letzten Male, hast du das Pferd gestohlen? Aber bevor du antwortest, sollst du wissen, daß hier, unter diesem Tuche, der Schaitan verborgen ist und dich hört. Bist du wirklich unschuldig, so kann er dir nichts machen, bist du aber schuldig, so wird er herausbringen, größer und größer werden und dich pöden. Nichts kann dich dann retten. Darum sprich die Wahrheit!“

Der Gefangene schwieg eine Weile, augenscheinlich mit sich kämpfend. Dann aber schien er neuen Mut zu fassen, bekreuzigte sich und erwiderte trotzig: „Ich bin unschuldig!“

Ohne weiter ein Wort zu sprechen, schlug Zwan Feodorowitsch das Tuch von dem verhüllten Gegenstand zurück, legte die Hand auf den oberen Teil der großen Flasche, die darunter gewesen war, und vor den entsetzten Augen des Gefangenen sprang die darin befindliche Teufelsfigur, wie von Sinnen vor Freude, auf und ab, streckte die Zunge heraus, blickte ihn mit glühend roten Augen an und streckte die Arme nach ihm aus. Der Botjake wurde blaß wie der Tod. Mit einem Aufschrei des Entsetzens fiel er zu Boden und stöhnte: „Ich bin schuldig!“

Der Polizeimeister lächelte, verhielte die Flasche wieder und befahl, den Gefangenen, der kaum gehen konnte, abzuführen.

„So groß ist die Macht des Aberglaubens“, lachte Zwan Feodorowitsch, als sich die Tür geschlossen hatte. — „Nichts kann diese Menschen sonst bewegen, die Wahrheit zu sagen, aber hier vor meinem Schaitan hält selbst der Trost nicht stand!“

Wir traten aus dem dunklen Zimmer wieder in den Nebenraum, wie aus dem Gebiet des Aberglaubens und der Unwissenheit in das Reich des Lichtes enttrinnend. — Blendender Sonnenschein flutete durch die Scheiben, und fröhlich lachend lief Zwan Feodorowitschs blondes Töchterchen uns entgegen.

Der Hundertmarkschein.

Von Hans Niebau.

„Hör' mal“, sagte Frau Schnool, „du mußt unbedingt nach Hamburg fahren und dunkelblauen Samt kaufen. Hier bekommt man ja so etwas nicht. Und dann kannst du auch gleich Konferven mitbringen. Und zwei Pfund Buderischokolade. Und ein Schaupferd zu Peters Geburtstag. Und ein Nachservice, grün abgeleert. Und willst du dir nicht auch ein paar Zigarren kaufen?“

„Es ist sehr nett“, sagte Herr Schnool, „daß ich mir auch ein paar Zigarren mitbringen darf.“ Dann ging er nach seinem Geldschrank, nahm einen Hundertmarkschein heraus.

„Wird das genügen?“

„Ich denke“, sagte Frau Schnool.

Eine halbe Stunde später sah Schnool im D-Bus und fuhr nach Hamburg. Lehnte sich in die Ecke und schlief ein. Als er wieder aufwachte, sah ihm gegenüber ein älterer Herr, der kurz vorher noch nicht dagewesen war. Der ältere Herr hatte eine Brieftasche in der Hand, öffnete seinen Koffer, legte die Brieftasche hinein, blickte Schnool scharf an und ging aus dem Abteil.

„Nanu?“, dachte Schnool. „Hier stimmt etwas nicht.“ Und er nahm seine eigene Brieftasche, sah hinein und erschraf: der Hundertmarkschein, den er zu Hause eingesteckt hatte, — war weg.

„Selbsthilfe“, dachte Schnool, „ist besser als aller Alarm.“ Ein Griff, und er hatte den Koffer des älteren Herrn geöffnet. Ein zweiter Griff, und er hielt die Brieftasche in der Hand, öffnete sie. Und siehe da: ein Hundertmarkschein lag darin, sonst nichts. Schnool legte den Schein in seine Tasche zurück, und als wenig später der ältere Herr wieder in dem Abteil erschien, hatte Schnool für den Rest der Fahrt genug damit zu tun, sich über die auf unbedingte Vertrauenswürdigkeit eingestellte Physiognomie des Taschendiebes zu wundern.

Am Abend war er wieder zu Hause, packte den Samt aus, die Konferven, das Schaupferd und manches andere. „Die Welt ist schlecht“, erzählte er, und jetzt begann er etwas wie Empörung über den frechen Diebstahl zu empfinden. „Ein Schurke, der ausah wie ein grauhaariger Gentleman, hat mir mein Geld gestohlen; aber ich habe es mir zurückgeholt ohne Polizei, ohne Verhaftung, ganz still und unauffällig.“

„Ganz still und unauffällig?“ fragte seine Frau.

„Jawohl“, nickte Schnool.

„Und womit hast du das Schaupferd bezahlt, den Samt, die Konferven und all das andere?“

„Womit?“ staunte Schnool. „Natürlich mit dem Hundertmarkschein, den ich dem Gauner wieder abgenommen habe.“

„Die Welt ist noch schlechter, als du denkst“, sagte da Frau Schnool.

„Wieso?“

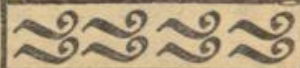
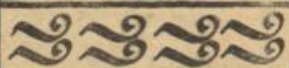
„Weil“, fuhr Frau Schnool fort, „weil du den Hundertmarkschein, den du mitnehmen wolltest, hier auf dem Schreibtisch vergessen hast.“

Ein Kuß überträgt 40000 Bakterien.

Bakterien sind in jedem arten Kuß.
So hat die Forschung heute nachgewiesen.
Denn hütet euch, ihr Menschen, vor Verdruß,
Ihr müßt dem Kuß des Herzens Tür verschließen.

Ein jeder Kuß, das weiß man jetzt genau,
Kann vierzigtausend Keime übertragen.
Nie laß dich küssen, wunderschöne Frau,
Sonst geht es dir schon morgen an den Aragen!

Und wagte es trotz alledem ein Mann,
Und küßte dir durch einen Kuß dein Leben,
So kenne ich nur eins, das helfen kann:
Du mußt die Keime dreifach wiedergeben!

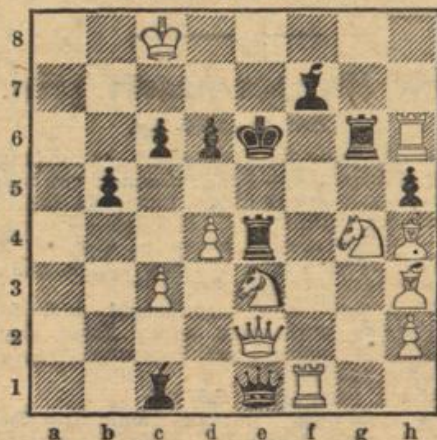


Schach



Bearbeitet von Gustav Mohr.

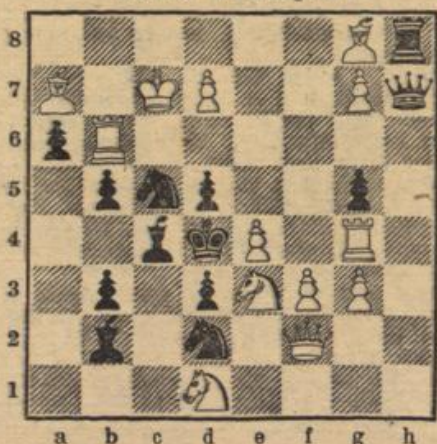
Nr. 87. A. Ellerman.



Weiß: Kc8, De2, Tf1, h6, Lh3, h4, Se3, g4, Bc3, d4, h2.
Schwarz: Ke6, Del, Te4, g6, Lc1, f7, Bb5, c6, d6, h5.

Matt in 2 Zügen.

Nr. 88. W. Langstaff.



Weiß: Kc7, Df2, Tb6, g4, La7, g8, Sd1, e3, Bd7, e4, f3, g3, g7.
Schwarz: Kd4, Dh7, Th8, Lb2, c4, Sc5, d2, Ba6, b3, b5, d3, d5, g5.

Matt in 2 Zügen.

Das Pat, die Stellung in der der König nicht ziehen kann, ohne sich auf ein durch die Steine des Gegners beschütztes Feld zu begeben, wird augenblicklich in den Wettkämpfen mit einem halben Gewinnpunkt bewertet. Gegen diese Bewertung ist jetzt eine Bewegung im Gange, da viele Spieler dieses Spielende gern teils höher, teils niedriger eingeschätzt sähen. Auf der einen Seite hält man es nicht für unbillig, daß der Patsetzende für seine Ungeschicklichkeit und Unachtsamkeit — wodurch das Pat vielfach entsteht — büßen, d. h. das Spiel verlieren müsse, weil er in der Regel eine entscheidende Ueberlegenheit besitzt, mit der er bei vorsichtigem Gebrauch siegen sollte. Andererseits wird behauptet, daß wenn der König eines Spielers nur noch wenige oder gar keine Figuren mehr besitzt, dieser Spieler weniger Geschicklichkeit an den Tag gelegt hat als sein Gegner, was beim Endergebnis doch zu berücksichtigen wäre. Auch sei das Pat nicht immer auf Unachtsamkeit zurückzuführen, so z. B. wenn der feindliche König in Opposition-Stellung einen übrig gebliebenen Bauern nicht zur letzten Linie gelangen läßt. Gustavus Selenus (Pseudonym des gelehrten Herzogs August von Braunschweig

und Lüneburg) nennt das Pat in seinem Werke „Das Schach oder Königsspiel“ 1617 eine Einsperrung und fährt dann fort: „Bey dieser einsperrung nuhn, wird nichts gewonnen, da man dem Könige, nichts feindliches, dadurch anmuthet, besonders Er kann sich, in seinem felde, als in einer Festung wol aufhalten, und hat nicht nöthig, weyl an ihm der Zug, sich selbst, in den Schach zu begeben. Mags ihm der Ander, demnach selber zu rechnen, daß Ers zu diesem falle, kommen lassen: und sich auf ein ander mahl, besser versehen, auch des Gegners Könige, auf daß er möge gezogen werden, allezeit, biss Er ihm endlich, gebührender weyse, könne Schach-Mat geben, luft und die freyheit lassen. Sonsten in Hispanien, daselbst es die besten Schach-Zieler gibt, verlieret einer, wan Er den König einschleust, nicht das ganze Spiel, sondern man lesset es zum vertrage kommen, und wird nuhr der halbe theil des aufsatzes, verspielt: anderswoh, verscherzet der jehnige, welcher den König einsperret, den aufsatz zehnfach.“ Diese Zeilen scheinen zu beweisen, daß das Pat damals weder zu den unentschiedenen noch zu den gewonnenen Partien zu rechnen war und daß der Patgesetzte sich eher, wie auch noch heute, eines solchen Ausgangs der Partie rühmen durfte, als der Patsetzende.

Partie Nr. 40. Gespielt im internationalen Meisterturnier zu Nürnberg im Juli 1896. Damengambit.

Weiß: Janowski; Schwarz: Schallop.

1. d4—d5, 2. c4—dxc4, 3. Sf3—c5, 4. e3—cx d4, 5. ex d4—Lg4?, 6. Lxc4—e6, 7. Da4+—Sc6, 8. Se5—Dxd4, 9. Sxc6—De4+, 10. Le3—bxc6, 11. Sc3—Dxg2, 12. Ld5—ex d5, 13. Dxc6+—Kd8, 14. Dxa8+—Kd7, 15. Db7+—Ke6, 16. Dc6+—Ld6, 17. Lf4. Schwarz gibt auf. Dies war die kürzeste Partie des Nürnberger Turniers.



Rätsel



Bilder-Rätsel.



Silben-Rätsel.

Aus den Silben: ber, bor, chod, dumm, e, e, ei, en, ge, ger, ha, heit, in, kas, laus, le, ling, na, ne, now, ra, rel, reb, sche, so, ti sind Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter haben folgende Bedeutung: 1. Made, 2. banktechnischer Ausdruck, 3. Charge, 4. deutscher Geschichtsforscher, 5. Baum, 6. Insekt, 7. norddeutsche Stadt, 8. Geschäftigkeit, 9. ostdeutscher Ort, 10. Charaktereigenschaft.

Wer ratet das?

Die Erste treibt und wird getrieben,
Die Zweite eine Blütenflur;
Das Ganze aber treiben, üben
Am liebsten doch die Strolche nur.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 251.

Bilder-Rätsel: Mit Speck fängt man Mäuse. — Versrätsel: Rebellen. — Wer ratet das? Bar, Barbar.